

# Afrika

Berichte aus 25 Jahren.



Kaffee trinken und Zeitung lesen  
ist eine wunderbare Kombination.  
Eine Zeitung sollte unabhängig sein.  
Und der Kaffee fair gehandelt.

[www.taz.de/tazshop](http://www.taz.de/tazshop)



**Afrikanischer Bio-Espresso**  
250 g gemahlen oder  
ganze Bohne € 5,45  
1000 g Bohne  
€ 19,95



**tazpresso-Dose**  
€ 3,00



**taz.die tages**

[WWW.TAZ.DE](http://WWW.TAZ.DE)

HEUTE IN DER TAZ

**Was für eine Zeit**  
he der taz schreiben

## VORWORT

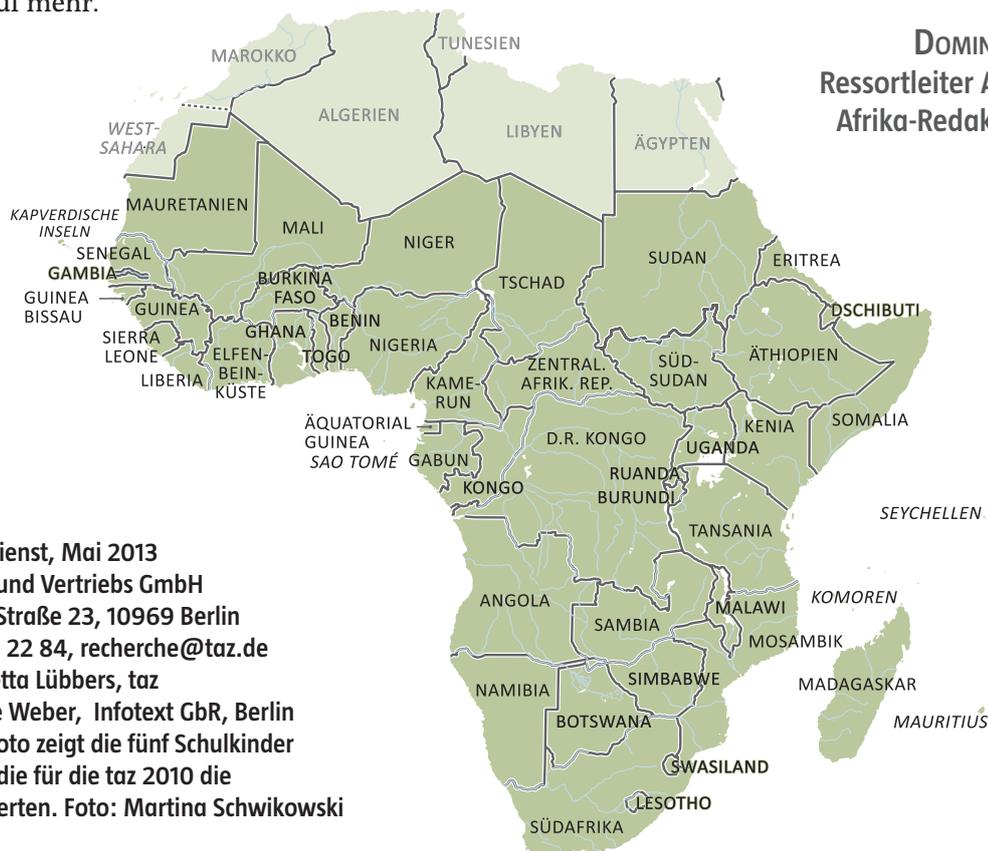
In den letzten 25 Jahren hat sich Afrika grundlegend verändert. Der Kontinent ist heute städtischer und jünger als früher, globalisierter und moderner, weniger traditionsbewusst und weniger autoritätshörig. Es ist viel mehr Geld unterwegs, zum Elend hat sich viel Reichtum gesellt, die Menschen sind beweglicher und besser vernetzt. Das ermöglicht Fortschritte, und zugleich steigt das Krisenpotential, Konflikte werden unübersichtlicher und zum Teil brutaler.

Auch der Afrika-Journalismus hat sich verändert. Vorbei die Zeiten, wo Reporter wochenlang verschwanden und dann mit bunten Abenteuergeschichten zurückkamen, deren Wahrheitsgehalt nicht zu überprüfen war. Vorbei die Zeiten, wo man als Berichterstatter in friedlichen Ländern als erstes das nächste funktionierende Telex- oder Faxgerät auskundschaftete und im Kriegsgebiet bei der UNO Schlange stand, um für horrenden Minutenpreise Texte über das Satellitentelefon in die Heimatredaktion zu diktieren. Man ist heute in der Regel nirgends mehr auf Dauer von der Welt abgeschnitten. Das Mobiltelefon und das Internet haben die Kommunikation mit Afrika und den Nachrichtenfluss aus Afrika revolutioniert, und die neuen sozialen Netzwerke verstärken diese Veränderungen weiter, in Afrika noch schneller als in den alten Industrieländern.

So ist es heute für Machthaber viel schwerer als vor 25 Jahren, Verbrechen geheimzuhalten und Völker von der Welt zu isolieren. Und für Journalisten ist es viel leichter, Informationen zu verifizieren und Recherchen zu führen. Es ist aber auch viel einfacher geworden, Lügen in die Welt zu setzen, Gerüchte zu verbreiten und die Öffentlichkeit zu blenden. War früher das Problem des Afrika-Journalismus, dass man über entscheidende Dinge zu wenig wusste, ist heute die Herausforderung ein Überangebot von Pseudoinformation und auf Vorurteilen basierendem Halbwissen. Sorgfalt und Sachkenntnis sind wichtiger denn je.

Die taz hat im letzten Vierteljahrhundert Afrika zu einem Schwerpunkt ihrer Auslandsberichterstattung ausgebaut, mit gezielter redaktioneller Pflege des dichtesten Afrika-Korrespondentennetzes und des erfahrensten Afrika-Autorenstammes aller deutschen Zeitungen. Wer sich im deutschen Sprachraum über Afrika informieren will, kommt an der taz nicht vorbei. Mit dieser Broschüre bieten wir Ihnen eine winzige Auswahl der Vielfalt exzellenter Themen und Texte, die dadurch entstanden sind und weiter entstehen. Alle regelmäßigen Afrika-Autoren der taz der letzten 25 Jahre kommen darin zu Wort. Die Lektüre, das hoffen wir, macht Lust auf mehr.

**DOMINIC JOHNSON,**  
Ressortleiter Ausland und  
Afrika-Redakteur der taz



taz RechercheDienst, Mai 2013  
 © taz Verlags- und Vertriebs GmbH  
 Rudi-Dutschke-Straße 23, 10969 Berlin  
 Tel. 030/25 90 22 84, [recherche@taz.de](mailto:recherche@taz.de)  
 Gestaltung: Aletta Lübbers, taz  
 Grafik: Stefanie Weber, Infotext GbR, Berlin  
 Das Umschlagfoto zeigt die fünf Schulkinder  
 aus Südafrika, die für die taz 2010 die  
 WM kommentierten. Foto: Martina Schwikowski

# 1990: Nelson Mandela kommt frei

Aus Kapstadt HANS BRANDT

**Am 11. Februar 1990 entließ Südafrika Regierung Nelson Mandela aus der Haft, nach fast 28 Jahren im Gefängnis. Die Freilassung des südafrikanischen Befreiungshelden markierte den Anfang vom Ende des Apartheid-Systems der strikten Rassentrennung, in dem Schwarze keine Rechte hatten. Vier Jahre später ging mit dem Sieg des von Mandela geführten ANC bei Südafrikas ersten freien Wahlen die weiße Minderheitsherrschaft zu Ende.**

**Hans Brandt war von 1986 bis 1992 taz-Korrespondent in Südafrika und erlebte in dieser Zeit den Höhepunkt des schwarzen Befreiungskampfes. Als Mandelas Freilassung bevorstand, reiste er mit unzähligen anderen Journalisten vor das Gefängnis „Victor Verster“ nördlich von Kapstadt – und musste tagelang warten. „35 Grad im Schatten, und weit und breit kein Schatten“, schrieb er damals.**

## Freudenfeiern: Mandela ist frei

Nelson Mandela ist kein politischer Gefangener mehr. Der Mann, den das südafrikanische Regime 27 Jahre lang in Haft gehalten hatte, durchschritt gestern Hand in Hand mit seiner Frau Winnie inmitten einer begeisterten Menge das Tor der Victor-Verster-Gefängnisfarm. „Er war im Gefängnis, um für unsere Rechte zu kämpfen“, erklärte eine schwarze Frau, die stundenlang mit Hunderten anderen in der sengenden Sonne stand und auf Mandela wartete. „Jetzt, wo der ANC legalisiert ist, kann Mandela einen Platz am Verhandlungstisch einnehmen, jetzt muß es endlich besser werden in Südafrika“, hofft sie.

Als Mandela, auf den sich fast übermenschliche Erwartungen konzentrieren, dann kommt, ist alles schnell vorbei. Der fast zwei Meter große, grauhaarige Mann steigt in einen Wagen. Unter Polizeibegleitung setzt sich die Kolonne in Bewegung. Anfangs stockt alles in der Menge. „Viva Mandela! Viva!“ rufen die Menschen ihm nach und schwenken Fahnen des ANC. Auf der gesamten, 50 Kilometer langen Strecke nach Kapstadt, wo Mandela auf einer Versammlung reden sollte, wird er von AnhängerInnen begrüßt: an Brücken hängen Transparente „Welcome Home Mandela!“, am Straßenrand winken Tausende.

Doch Mandela trifft erst viel später ein, da 50.000 Menschen in der Innenstadt ein Chaos auslösen. Die Stimmung wird immer unruhiger. Am Rande des Platzes, wo die Menschen dicht an dicht gedrängt stehen, werden Schaufenster eingedrückt. Jugendliche springen in die Geschäfte, greifen Kleidung, springen wieder raus. Da kommt ein Polizeiauto. Schrotgewehrschüsse, immer wieder. Die Menschen rennen davon. Später stellt sich heraus, daß ein Jugendlicher erschossen wurde.

Auch im Rathaus weiß zu der Zeit niemand, wo Mandela ist. Der Bürgermeister von Kapstadt, der die Benutzung des Rathauses und des Paradeplatzes erlaubt hat, wandert etwas hilflos durch die Gänge, begleitet von einigen Leibwächtern. „Mandela ist auf dem Weg“, sagt er. „Aber die Straßen sind so verstopft, er kommt nicht durch.“ Mehr will er nicht sagen.

- Weiterlesen: taz vom 12.2.1990

# 1994: Völkermord in Ruanda

Aus Bujumbura **BETTINA GAUS**

## Blutbad unter Zivilisten in Ruanda

Radio- und Funkgeräte sowie Ferngläser bildeten den einzigen Kontakt zur Außenwelt, seit am Mittwoch abend die Präsidenten Ruandas und Burundis, Juvénal Habyarimana und Cyprien Ntaryamira, einem Flugzeugabsturz zum Opfer gefallen und unmittelbar danach schwere Kämpfe in Kigali ausgebrochen waren. Schon nach wenigen Stunden brachen in vielen Vierteln Telefonleitungen, Strom- und Wasserversorgung zusammen. „Wir haben immer wieder Schüsse und schwere Artillerie um unser Haus herum gehört“, berichtet Lehrer Greg Beck aus den USA. „Aber wir wissen nicht, wer gegen wen kämpft.“ Der deutsche Agrarökonom Claus Ritsche, der für eine Schweizer Hilfsorganisation arbeitet, hat mit einem Fernglas gegenüberliegende Straßen beobachtet: „Ich habe mehrmals gesehen, wie Gruppen Zivilisten einen einzelnen durch die Straßen hetzten und niederschlugen. Zum Schluß kam dann jeweils ein Uniformierter und verpaßte ihm den Todesschuß.“

Aus den Bruchstücken verschiedener Berichte und Informationen ergibt sich ein Szenario des Grauens: Zerstückelte Leichen sollen überall in den Straßen liegen. Augenzeugen berichten, wie die Einwohner ganzer Viertel von Militärs zusammengetrieben und mit Salven aus Maschinenpistolen niedergemäht wurden. In anderen Fällen sollen Hausangestellte, die zur Minderheit der Tutsi gehören, vor den Augen ihrer europäischen Arbeitgeber aus den Häusern gezerrt und erschossen worden sein. „Letzte Nacht sind in Kigali alle Tutsi und alle Oppositionellen, die man finden konnte, ermordet worden“, sagt ein Diplomat in Burundis Hauptstadt Bujumbura. Insgesamt schätzt das Internationale Rote Kreuz die Zahl der Todesopfer auf mehr als 10.000.

Die unübersichtliche Situation und die Fülle einander widersprechender Gerüchte heizen die Stimmung in Kigali zusätzlich auf: „Wir wurden bei der Evakuierung mehrfach auf der Straße von Militärs angehalten und gefragt, ob wir Belgier seien“, erzählt der niederländische Entwicklungsexperte Paul de Roo. „Die Soldaten haben gesagt, sie wollten alle Belgier töten, weil diese ihren Präsidenten umgebracht hätten.“ Die genauen Umstände des Flugzeugabsturzes vom Mittwoch vergangener Woche sind noch immer ungeklärt. Es verdichten sich allerdings Hinweise, denen zufolge die ruandische Präsidentengarde selbst ihren Dienstherrn mit einem Raketenangriff ermordet hat.

• Weiterlesen: taz vom 11.4.1994

**Am 6. April 1994 wurde über Ruandas Hauptstadt Kigali ein Flugzeug mit den Präsidenten Ruandas und Burundis abgeschossen. Wie auf Kommando begannen unverzüglich Armee und Hutu-Milizen, alle Angehörigen der Tutsi-Minderheit in Ruanda abzuschlachten. In drei Monaten starben über 800.000 Menschen. Seit Ruandas Völkermord ist die Region der Großen Seen Afrikas ein Schwerpunkt der taz-Berichterstattung.**

**Bettina Gaus war von 1991 bis 1996 taz-Korrespondentin in Nairobi und erlebte die politischen Umbrüche in Äthiopien und Eritrea, Somalia und Ruanda. Als das Morden in Kigali begann, flog sie zunächst nach Burundi, wo die ersten Evakuierten aus Ruanda Horrorgeschichten erzählten. Nach wenigen Tagen sah sie den Horror selbst, und die Untätigkeit der Welt. „Die Welt schaut dem Leiden in Ruanda nur zu“, schrieb sie später. „Auch vor Ort.“**

# 1997: Zaires Diktator Mobutu gestürzt

Aus Kinshasa ANDREA KÖNIG

**Am 17. Mai 1997 fiel einer der schlimmsten Gewalt-herrscher Afrikas: Diktator Mobutu Sese Seko in Zaire wurde nach 32 Jahren an der Macht von Rebellen unter Laurent-Désiré Kabila gestürzt, mit Hilfe zahlreicher Nachbarländer. Aus Zaire wurde die Demokratische Republik Kongo. Aber der Kongo versank in einer Serie unfassbar brutaler Kriege, über die die taz bis heute berichtet.**

**Andrea König war von 1996 bis 1997 taz-Korrespondentin in Nairobi und erlebte den ersten Kongokrieg mit. In seiner Schlussphase reiste sie erst zu den Rebellen und dann in die Hauptstadt Kinshasa, rechtzeitig zum Rebelleneinmarsch. Wenige Tage vorher erklärte ihr ein Hauptstadtbewohner: „Wir haben nichts mehr zu verlieren. Wir leben in einer Diktatur. Wenn Kabila uns nun auch eine Diktatur bringt, haben wir nichts verloren, aber vielleicht können wir etwas gewinnen.“**

## „Beim ersten Lärm schießen wir“

Kinshasa atmet auf. Am Montag morgen ziehen die Menschen singend, Palmzweige schwingend und tanzend durch die Stadt. Es scheint, als ob sie erst jetzt so richtig verstünden, was ihnen geschehen ist. Mobutus Ära ist zu Ende.

„Wir wollen, daß, wo immer Mobutu und sein Sohn Kongolo sind, diese Länder die zwei an uns ausliefern. Sie sind Mörder und sollen sich hier verantworten!“ ruft ein Mann auf der Straße. In der Nacht auf Samstag hatte die Nachricht, daß der Verteidigungsminister und Armeechef General Mahele tot ist, Schrecken verbreitet. Er war es, der die Stadt friedlich an die Rebellen übergeben wollte. Er gehörte zu jenen Generälen, die Mobutu davon überzeugt hatten, daß seine Zeit abgelaufen ist. General Mahele sei in der Nacht in einen Hinterhalt der Präsidi-algarde DSP geraten und umgebracht worden, besagen die Gerüchte. Er habe mit der Allianz Kontakt aufgenommen, um die Übergabe der Stadt zu regeln.

„Es war Kongolo, Mobutus Sohn, der ihn umgebracht hat. Wir nennen Kongolo Saddam Hussein“, sagt ein Mann, der nahe des Flughafens wohnt. „Waren Sie schon am Flughafen? Dort haben wir die Soldaten der DSP bei lebendigem Leibe verbrannt, die, die uns über Jahre hinweg terrorisiert haben. Die ganze Straße ist voller verbrannter Leichen!“ Auf dem Weg zum Flughafen liegen an jeder größeren Kreuzung verkohlte Leichen, die Luft stinkt nach verbranntem Fleisch, und um die rauchenden Haufen steht eine Menge Zuschauer. Für sie ist dies wohl ein symbolischer Akt, mit ihren Peinigern ein für allemal Schluß zu machen. Ein Zeichen dafür, wie tief der Haß steckt. Jetzt werden alte Rechnungen beglichen. Bis am Sonntag abend hatte das zairische Rote Kreuz rund 200 Leichen geborgen. Sie sind nicht im Kampf gefallen.

Am Sonntag ist Kinshasa ruhig. Es ist ein heißer Tag, aber es ist nicht nur die Hitze, die die Leute in den Häusern warten läßt. Noch steht die Stadt unter Schock. Die Truppen der Rebellen fahren mit Lastwagen in die Stadt ein. Im Botschaftsviertel von Gombe macht eine Kompanie halt. Die Soldaten sehen müde aus. Sie strecken ihre Beine weit von sich und bitten um Zigaretten. Ein junger Soldat erzählt lächelnd und mit verhaltenem Stolz, er sei von Bukavu aus, der Hauptstadt der Provinz Süd-Kivu im Osten des Landes, zu Fuß nach Kinshasa gekommen: In sieben Monaten haben diese Soldaten also rund dreitausend Kilometer zurückgelegt, auf schlechten Straßen und durch den dichten Regenwald, von dem alle dachten, er würde die Rebellen stoppen.

Ein Jeep mit höherrangigen Militärs hält vor einem Haus mit privaten Sicherheitsleuten. Ein Wächter erzählt später: „Die haben mich gefragt, ob ich ihnen später die Stadt zeigen könne.“

• Weiterlesen: taz vom 20.5.1997

# 2003: Liberias Präsident Taylor geht ins Exil

Aus Monrovia HAKEEM JIMO

## „Bossman“ verlässt die Show

Über eine halbe Stunde sitzt Moses Blah nun schon auf seinem Stuhl im liberianischen Präsidentenpalast, der „Executive Mansion“. Die Luft ist heiß, die Klimaanlage in dem von Präsident Taylor in letzter Zeit gemiedenen Gebäude funktioniert nicht mehr. Dann merkt Blah, alle warten nur auf Taylor, den er als liberianischen Präsidenten in ein paar Minuten ablösen soll. Er steigt wieder von dem kleineren der beiden Amtsthronen und geht.

Dann kommt er. In Rot und Weiß gekleidete SängerInnen begrüßen ihn. Charles Taylor ist wie immer aus dem Ei gepellt. Blütenweißer Anzug, grüne Schärpe. Stunden hat er die Welt noch einmal warten lassen. 300 Leute dürfen der Zeremonie beiwohnen. Regierungsoffizielle, geladene Gäste, Diplomaten, Presse und die Staatschefs aus Südafrika, Mosambik und Ghana. Wenigstens bei der Inszenierung seines Rücktritts will der liberianische Staatschef noch einmal die Regie führen. Auch wenn man seinem verschlossenen Gesicht ansieht: Der Abgang selbst geschieht nicht freiwillig. Er hat bis zuletzt hoch gepokert - wie sein ganzes Leben lang.

Diese Geschichte liest sich wie in Hollywood geschrieben. In Stichworten: Gefängnisausbruch in den USA, Ausbildung beim CIA, Guerillaführer im liberianischen Busch - und schließlich sechs Jahre auf dem Präsidententhron seines Landes. Charles Taylor spielte seine vielen Rollen immer professionell, und er weiß die dazugehörigen Kleider zu tragen: ob Präsidentenuniform oder Gefängnisluft. Taylor als eingebildeten Snob vom Schlage eines Mobutu zu beschreiben, der Zaire mit Leopardenmütze und Zepter regierte, wäre falsch.

An den großen Einfallsstraßen in der Hauptstadt Monrovia zeigen Plakate Taylor mit geflickter Kniebundhose und Spitzhacke auf einem Feld - Aufruf an die Bevölkerung, das Land zu bebauen. Für einen Gottesdienst der Baptistenkirche erschien er in weißer Robe und warf sich um Vergebung bittend auf den Boden. Als Rebell zeigte er sich auf einer Friedenskonferenz in voller Kampfmontur.

Seine Amtsübergabe an den Nachfolger Moses Blah nutzte er noch einmal für einen solch großen Auftritt. Vor seinen Amtskollegen Thabo Mbeki, John Kufuor und Joaquim Chissano schlüpfte er in die Rolle des afrikanischen Opferlamms. In seiner mit Bibelgleichnissen und Jesusgeschichten angefüllten viertelstündigen Abschiedsrede sagte er: „Die Entscheidung über die Zukunft dieses Landes wurde nicht in Liberia getroffen. Trotzdem ist Liberia weiter ein souveräner Staat.“ Taylor warnte die anderen afrikanischen Staatschefs vor dieser Entwicklung.

Aber nun scheint es mit den Verkleidungskünsten des 55-Jährigen vorbei zu sein.

**Am 11. August 2003 trat einer der gefürchteten Warlords Afrikas als Staatschef ab: Charles Taylor, Präsident von Liberia, willigte in Amtsverzicht und Exil ein. Taylors erste Rebellion in Liberia Ende 1989 hatte eine Serie regionaler Bürgerkriege eingeläutet. 2012 wurde er wegen Mitverantwortung dafür als erster Expräsident Afrikas von einem internationalen Kriegsverbrechertribunal verurteilt.**

**Hakeem Jimo war von 2000 bis 2009 taz-Korrespondent in Lagos/Cotonou und erlebte die Kriege Westafrikas: Nigeria, Sierra Leone, Liberia, Elfenbeinküste. Als 2003 Monrovia von Taylor-feindlichen Rebellen eingekesselt wurde, reiste er erst nach Ghana, wo Taylors Rücktritt ausgehandelt wurde, und dann ins zerstörte Monrovia. „Auf beiden Seiten tragen die Kämpfer keine Uniform und tragen die gleichen Maschinengewehre“, berichtete er über das Chaos in der Stadt.**

# 2010: Fußball-WM in Südafrika

Aus Soweto MARTINA SCHWIKOWSKI

## Wir sind Afrika! Wir heißen euch willkommen!

**Am 11. Juni 2010 begann in Südafrika das größte Sportereignis der afrikanischen Geschichte: Die Fußball-Weltmeisterschaft. Einen Monat lang war Südafrika das Zentrum der Weltaufmerksamkeit und sonnte sich in einem ungewohnten Glanz. Die taz begleitete die WM mit täglichen Sonderseiten, darin Berichte, Karikaturen und Kolumnen aus Südafrika und von Afrikanern.**

**Martina Schwikowski ist seit 2001 taz-Korrespondentin in Johannesburg und hat das Verblassen des südafrikanischen Post-Apartheid-Traums ebenso miterlebt wie die Krise in Simbabwe. Während der Fußball-WM blickte sie hinter die Kulissen, sprach mit verjagten Flüchtlingen und besuchte Slumparties. „Das Fußballfieber ist nächste Woche verschwunden, aber die Stadien stehen noch“, mahnte sie gegen Ende. „Was wird aus ihnen?“**

„Afrika ist die Wiege der Menschheit - wir heißen euch willkommen zu Hause, wir sind alle Afrikaner!“ Desmond Tutu steht in gelbem Pullover, mit Schal und gelb-grüner Pudelmütze vor einem riesigen Flaggenmeer begeisterter Fans im Orlando-Stadion in Soweto. „Feel it, it is here!“, erklingt das Echo von rund 34.000 Zuschauern, die den Slogan der WM 2010 in die kalte südafrikanische Winternacht brüllen. Der frühere Erzbischof und Friedensnobelpreisträger grinst, kichert und schaukelt begeistert hin und her wie ein kleiner Junge. „Es ist ein Traum, was für ein Traum.“

Mit einer musikalischen Supershow in Soweto feierte Südafrika in der Nacht zum Freitag den Kick-off der WM. In Flaggen eingewickelt, mit Sombreros, bemalten Gesichtern oder bunten Perücken singen Zuschauer aus aller Welt, aber hauptsächlich aus Soweto und Südafrika, zusammen mit Superstars aus den USA, Lateinamerika und Afrika. Während Tutu daran erinnert, dass Nelson Mandela die WM nach Südafrika holte, flimmern Bilder des ehemaligen Präsidenten über die Großleinwände: seine Befreiung, seine Machtübernahme. Mandela sollte eigentlich gestern Nachmittag zum Eröffnungsspiel persönlich erscheinen, der südafrikanischen Mannschaft für das Spiel gegen Mexiko Glück wünschen. Aber auf dem Rückweg nach dem nächtlichen Konzert kam eine seiner Großenkelinnen, Zenani Mandela, bei einem Autounfall ums Leben. Mandela kommt nicht mehr.

In der Nacht allerdings ist die Feierstimmung noch ungetrübt. Sowetos Soulsängerin Lira eröffnet mit „Pata Pata“, dem berühmtesten Song der berühmtesten südafrikanischen Diva Miriam Makeba. Hugh Masekela, einst mit Miriam Makeba verheiratet, begleitet Lira auf der Trompete. US-HipHop mit „Black Eyed Peas“, Angélique Kidjo aus Benin, der somalische Rapper K'naan: Die Nacht wird kälter, die Stimmung heißer. Als Alicia Keyes „Fallin'“, singt, wiegen sich Tausende im Rhythmus, Lichter blinken an Hüten und Mützen. Dann leitet Shakira den Höhepunkt ein, mit der südafrikanischen Gruppe Freshlyground und ihrem WM-Song „Waka Waka (This Time for Africa)“.

Gegen Mitternacht schießen Feuerwerksraketen in den Himmel, Tausende umarmen sich freudig. „Endlich ist es so weit“, sagte Thato Rajedi, eine junge Zuschauerin aus Soweto. „Wir haben so lange gewartet. Die WM wird uns keinen finanziellen Profit bringen, aber Südafrika wird die Welt überzeugen: Wir können etwas.“ Südafrikas Präsident Jacob Zuma hatte die Show gemeinsam mit Fifa-Präsident Sepp Blatter eröffnet: „Südafrika ist dazu fähig, jede Angelegenheit der Welt zu regeln.“

# 2011: Südsudan wird unabhängig

Aus Juba ILONA EVELEENS

## Tränen der Freude am Feiertag

„Wir schlagen ein neues Kapitel unserer Geschichte auf. In unseren Gebeten haben wir heute Gott um eine glückliche Zukunft und Weisheit für unsere Führer gebeten“, erzählt Mary Buli am Sonntagmorgen, nach dem Gottesdienst in der Sankt-Joseph-Kirche in der südsudanesischen Hauptstadt Juba. Sie ist müde von den Feiern und begeistert von der Unabhängigkeit, die am Samstag ausgerufen wurde. Über fünfzig Jahre herrschte - mit Unterbrechungen - Krieg zwischen Nord- und Südsudan. Im Zeitraum von 1983 bis 2004 kamen zwei Millionen Menschen ums Leben. Das Friedensabkommen von 2005 führte schließlich zur Unabhängigkeit Südsudans.

Die Feier hatte für Mary Buli schon am Freitagabend angefangen, als sie mit Freunden singend und tanzend durch die Straßen zog. Es wurde getrommelt, gehupt und auf Vuvuzelas geblasen. „Genau um Mitternacht fing ich an zu jubeln. Ich konnte gar nicht mehr aufhören. Ich verspürte so ein großes Glücksgefühl in mir“, erzählt Mary Buli. Ihre dunkelbraunen Augen füllen sich mit Tränen. „Als unsere neue Fahne gehisst wurde, habe ich vor Freude geweint über unsere Freiheit, aber auch über den schmerzhaften Weg dorthin.“

Viele Kirchgänger haben Ringe unter den Augen. Jeder hat zu wenig geschlafen. Die Straßen von Juba sind übersät mit den neuen Fahnen aus Papier, leeren Bierflaschen und Limonadenbüchsen. „Die Straßen waren so schön sauber gemacht worden für die Unabhängigkeitsfeier. Ich hoffe, dass sie auch gefegt werden, wenn keine hohen Besucher kommen“, sagt Mary Buli.

Im Schatten einer Mauer trinkt Godfrey Lado, ein junger Anwalt, seinen heißen und süßen Tee. Für ihn ist der Sonntag ein Tag der Besinnung, die Unabhängigkeitsfeier sei wie ein Traum vorübergegangen. „Ich hoffe, dass das Chaos von Samstag nicht ein Beispiel dafür sein wird, wie unsere Regierung künftig funktioniert.“

- Weiterlesen: taz vom 11.7.2011

**Am 9. Juli 2011 wurde Südsudan unabhängig – Afrikas jüngster Staat, der erste seit der Unabhängigkeit Eritreas 1993 und der allererste Afrikas, der nicht ehemaligen Kolonialgrenzen entspricht. Jahrzehnte Befreiungskrieg nichtarabischer Rebellen unter Führung der SPLA (Sudanesische Volksbefreiungsarmee) gegen Sudan und sechs Jahre Autonomie gingen der Unabhängigkeit zuvor. Die Sezession Südsudans hat Sezessionisten anderswo in Afrika Auftrieb gegeben, etwa in Mali.**

**Ilona Eveleens ist seit 2001 taz-Korrespondentin in Nairobi und bereist Afrika seit Jahrzehnten. Sudan und Südsudan gehören zu ihren langjährigen Schwerpunkten. Als Südsudan unabhängig wurde, erkannte sie hinter der Freiheitseuphorie durchaus Skepsis. Kurz vor dem historischen Tag zitierte sie einen Südsudanesen: „Wir werden unsere Freiheit feiern am 9. Juli. Und am nächsten Tag sehen wir weiter.“**

# Thema: Verbrechen und Gerechtigkeit

Aus Pretoria KORDULA DOERFLER

## Der Killer der Apartheid packt aus

**Völkermord in Ruanda, Apartheid in Südafrika, Massenmorde in Kongo, Sudan und weitere Länder: die Aufklärung schwerster Menschheitsverbrechen ist ein Kern der taz-Afrika-Berichterstattung. Die Wahrheitskommission in Südafrika war ein Vorbild für den Kontinent. Der Kriegsverbrecherprozess in Deutschland gegen ruandische Milizenführer hat Signalwirkung und wird von der taz mit einem Online-Prozesstagebuch begleitet. Die Arbeit des UN-Völkermordtribunals für Ruanda und des Internationalen Strafgerichtshofs verfolgt die taz ebenfalls kritisch.**

**Kordula Doerfler war von 1995 bis 2001 taz-Korrespondentin in Johannesburg. Ein Schwerpunkt ihrer Arbeit war die Aufarbeitung der Verbrechen der Apartheid.**

**Simone Schlindwein ist seit 2009 taz-Korrespondentin in Kampala. Ein Schwerpunkt ihrer Arbeit sind die bewaffneten Gruppen im Kongo, unter anderem die ruandische Hutu-Miliz FDLR.**

Wie viele Morde er in seinem Leben begangen hat, weiß der Oberst nicht mehr. „Darüber möchte ich nicht nachdenken“, sagt er am letzten Tag. Plötzlich bricht Bitterkeit durch. Sein Leben lang war Eugene de Kock in den schmutzigen Kriegen im südlichen Afrika zur Stelle, war gedrillt darauf, „Kommunisten“ als Todfeinde anzusehen. Kommunist war für das Apartheid-Regime fast jeder, der nicht den eigenen Reihen angehörte. Anfang der 60er Jahre ging de Kock ins damalige Rhodesien, um auf seiten der Weißen gegen die schwarze Befreiungsbewegung zu kämpfen. Zurück in Südafrika, wurde er Mitglied der Koevoet-Sondereinheit, die im heutigen Namibia gegen die Swapo kämpfte. 1983 schloß er sich der Vlakplaas-Einheit an, 1985 wurde er deren Kommandeur. Nach seiner Entlassung versuchte de Kock sein Glück als Waffenhändler.

Wenn de Kock heute darüber nachdenkt, was er falsch gemacht hat, dann zuallererst das: „Ich war ein treuer Angestellter, der dem Staat vermutlich zu gut gedient hat.“ Ein politischer Überzeugungstäter im engeren Sinne war er nicht. Was richtig oder falsch ist, war für de Kock später offenbar meist nicht schwer zu entscheiden. „Wir mußten den Feind aufhalten, egal mit welchen Methoden.“

Manchmal widersetzte er sich auch den Anordnungen von oben. Zum Beispiel, als ihm General Gerrit Erasmus 1985 vor dem Attentat auf das Khotso-Haus, den Sitz des Südafrikanischen Kirchenrats, befahl, jeden uniformierten Polizisten zu erschießen, der den Anschlag zu verhindern suchte. Hinterher wurde auf der Farm eine Party gefeiert. Polizeiminister Adriaan Vlok gratulierte den Männern. „Wir werden noch tausend Jahre regieren“, sagte er. Er selbst, so de Kock, habe von einem Mann namens Adolf Hitler gehört, der ähnliches gesagt habe.

Stünde er heute wieder vor der Wahl, würde er nicht noch einmal Polizist werden. Am Ende bleiben nur Bitterkeit und Enttäuschung über ein verpfushtes Leben, in dem er die Drecksarbeit für andere verrichtete. Und Haß. „Die Leute, die die Befehle erteilt haben, müssen nicht mit den Toten leben, sondern ich“, sagt er. Manchmal wünscht er, nicht geboren zu sein. „Welche Ziele wir auch immer im Interesse des Landes verfolgt haben, wir haben nichts erreicht.“

- Weiterlesen: taz vom 25.9.1996

# Thema: Verbrechen und Gerechtigkeit

Aus Luvungi SIMONE SCHLINDWEIN

## Terror per Textnachricht

Luvungi liegt im Tal. Lehmhütten mit Strohdächern schmiegen sich an die Hänge. Dahinter ragt der Regenwald düster in die Höhe. Von dort kamen einst die FDLR-Rebellen. Dorfvorsteher Livingstone Mbusa-Mbusa erinnert sich genau. Während er erzählt, blickt er voller Furcht auf die Baumwipfel. Ganz so, als könnten sie jeden Moment zurückkommen.

Es war dunkel, nach 23 Uhr am 30. Juli 2010. Wie Schatten drangen die Gestalten in das Dorf ein. Sie gingen von Haus zu Haus, traten die Holztüren ein, zerrten die Männer auf die Straße. Auch Mbusa-Mbusa stand dort im Matsch. Von allen Seiten hörte er Rufe: „Ich sterbe, ich sterbe.“ Auch er dachte, „jetzt werden sie uns alle umbringen“. Stattdessen begannen sie Hühner und Ziegen zusammenzutreiben. Schlachteten das Vieh. Ein Feuer loderte auf. In einem Laden an der Straße fanden sie Bier und „tranken, tanzten, sangen“.

270 Frauen und Mädchen wurden in den vier Tagen vergewaltigt. Das jüngste Opfer war 2 Jahre alt, das älteste 79.

Marie sitzt in ihrer fensterlosen Hütte. Es ist dunkel. Gewitterwolken ballen sich über Luvungi. Regentropfen prasseln auf das Dach. Die fünffache Mutter hat ihr Jüngstes auf dem Schoß. Dass der Embryo die mehrfache Vergewaltigung überlebte, ist ein Wunder.

Es war spät am Abend, erinnert sich Marie. Sie lag im Bett neben ihrem Mann. Plötzlich traten uniformierte Männer die Tür ein. „Wir sind gekommen, um uns um euch zu kümmern“, sagten sie und zerrten Marie an den Haaren aus dem Bett. Jeder der Männer verging sich an ihr. Ihr Mann musste zusehen. Sie vergewaltigten auch die 2-jährige Tochter. Die schrie und schrie, blutete. Dann schleppten die Rebellen Marie in den Busch und vergewaltigten sie weiter. Nach vier Tagen verschwanden die Rebellen und ließen Marie und die anderen Frauen im Unterholz zurück. Blutend, ohne Hilfe. „Viele sind an den Verletzungen gestorben“, sagt Marie.

Sie steht auf und ruft ihre 15-jährige Nachbarin herbei. Regennass, mit dickem Bauch schlüpft das Mädchen mit vier weiteren Frauen in die Hütte. Unter Schmerzen setzen sie sich auf eine Couch. Von der Unterleibsinfektion habe sie sich nie erholt, gesteht das Mädchen. Ob sie die Kindsgeburt überleben werde, wisse sie nicht. Alle Frauen sind im neunten Monat schwanger, alle wurden vergewaltigt.

Was in Luvungi geschah, das geschieht in den Wäldern Ostkongos fast jeden Tag. Seit 16 Jahren, seitdem die ruandischen Hutu-Milizen nach dem Völkermord an Ruandas Tutsi 1994 in den Kongo flohen und sich dort neu formierten. Sie begehen diese Taten nicht willkürlich oder wahllos. Es ist ein systematischer, von FDLR-Anführern befohlener und brutal ausgeführter Terror.

Die Spitze der Befehlskette geht aus den 74 Paragrafen der FDLR-Verfassung hervor. Sie wurde in einem Heft auf kariertem Papier mit sauberer Handschrift niedergeschrieben. Unterzeichnet hat sie der in Deutschland lebende FDLR-Präsident Ignace Murwanashyaka am 24. Mai 2005 in Masisi, im Ostkongo. Entscheidend für die Rolle des Präsidenten ist Paragraf 23: „Die FDLR ist eine hierarchische Organisation. Die höherstehenden Organe können die Weisungen an die untergeordneten Organe ändern oder annullieren.“ In Paragraf 24 sind die Aufgaben des Präsidenten festgeschrieben: „Das Oberkommando der Streitkräfte wahrnehmen“ sowie „nach der Beratung mit dem Widerstandskomitee den Streitkräften Befehle zu erteilen sowie diese wieder aufzuheben.“

Murwanashyaka und sein Stellvertreter Straton Musoni wurden am 17. November 2009 in Deutschland verhaftet; am 4. Mai 2011 beginnt in Stuttgart der Prozess gegen sie.

• Weiterlesen: taz vom 2.5.2011

# Thema: Leben und Sterben

Aus Accra KATRIN GÄNSLER

## Im Holzflugzeug ins Jenseits

**Die Lebenserwartung in den allermeisten Ländern Afrikas ist nach wie vor unzumutbar niedrig, die Sterberate hoch, soziale Zwänge von der Mädchenbeschneidung bis zur politischen Allmacht der Alten sind ebenso prägend wie der Wunsch, aus ihnen auszubrechen. Die taz-Berichterstattung begnügt sich nicht mit dem Folkloristischen, sondern geht tiefer und versucht, afrikanische Lebenswelten zu begreifen und zu beschreiben.**

**Katrin Gänslar ist seit 2011 taz-Korrespondentin in Cotonou/Lagos und berichtet über Westafrika. Ihr besonderes Augenmerk gilt dem Alltag der Menschen auch in Krisenzeiten.**

**Willi Germund war von 1992 bis 1995 taz-Korrespondent in Johannesburg. Neben Großereignissen wie dem Wahlsieg des ANC und dem Bürgerkrieg in Angola widmete er sich auch Afrikas gesellschaftlichem Wandel, ohne den die Politik nicht zu verstehen ist.**

Die elektrische Säge heult auf, und für einen kurzen Moment dringt ein ohrenbetäubender Lärm durch die kleine Schreinerwerkstatt in Teshie, einem Vorort der ghanaischen Hauptstadt Accra. Wer sich mit seinen Kollegen verständigen will, muss schreien. Helle Holzspäne fallen in großen Flocken zu Boden. So schnell, wie der Lärm gekommen ist, verschwindet er, und das erste Sargbrett ist zugeschnitten. Wie der Sarg einmal aussieht - ob daraus ein Fisch, eine Cola-Dose oder eine in hellem Rosa angemalte und mit Spitzen verzierte letzte Ruhestätte wird -, ist noch nicht sicher. Eins aber schon: Gewöhnlich, schlicht, schnöde und langweilig wird die Holzkiste der letzten Reise auf keinen Fall werden.

Eric Adjetej Anang lehnt sich an einen großen grünen Fisch und fängt an, über seine Ururgroßmutter zu sprechen. Seine Mitarbeiter machen Pause im Halbschatten und zeigen sich auf ihren Handys ein paar Fotos. Der Wunsch von Eric Adjetej Anangs Ururgroßmutter hat die Tradition der modernen Exotiksärge wohl erst richtig begründet.

„Als alte Frau hat sie noch erlebt, wie hier der erste Flughafen gebaut worden ist. Sie sah die Flugzeuge starten und landen. Und wollte unbedingt einmal selbst in einer solchen Maschine sitzen.“ Geschafft habe sie das aber nicht. Der 27-Jährige lächelt, er kennt die Geschichte selbst nur aus Erzählungen. Aber er freut sich, wie der große Wunsch seiner Vorfahrin schließlich doch noch auf recht ungewöhnlichem Weg erfüllt werden konnte. „Mein Großvater baute ihr deshalb ein Flugzeug als Sarg. Die Leute fanden ihn sehr schick und ausgefallen.“ Aus dem Flugzeug für die alte Dame wurden unzählige weitere Särge, die nicht mehr nur für Dorfchefs bestimmt waren. Und Großvater Seth Kane Kwei wurde mit ihnen weltberühmt.

Jetzt holt er einen kleinen Holzfisch hervor, der kaum länger als 20 Zentimeter ist. Der Deckel lässt sich abnehmen. Es sieht aus wie ein Spielzeugsarg. Nach diesem Modell arbeitet Eric Adjetej Anang die Fischsärge. „Einen Fisch müssen wir immer in unserem Ausstellungsraum haben“, sagt er über seine Geschäftsphilosophie, „und auch eine Kakaobohne.“ Hier an der Küste leben Fischer und Farmer, die Kakao anbauen. „Jeden Tag kann einer von ihnen sterben.“

• Weiterlesen: taz vom 7.1.2013

# Thema: Leben und Sterben

Von WILLI GERMUND

## Mit den Bauern stirbt das alte Afrika

In Kapesa sieht die Welt noch einigermaßen heil aus. Auf den Feldern stehen saftig- grüne Maisstauden. Hinter dichten Büschen, die den mit Regenpfützen gesäumten Feldweg durch das kleine Dorf säumen, ducken sich Lehmhütten mit Strohdächern. Ziegen springen zur Seite, ein paar Hunde kläffen, spielende Kinder laufen angesichts des ungewohnten weißen Besuchers kreischend davon.

Dorfvorsteher Samuel Kapesa muß erst vom Feld geholt werden, sagt seine Frau. „Bei uns“, sagt Samuel Kapesa, als er schließlich die zerlöcherten Arbeitsklamotten gegen einen Pullover und eine lange Hose getauscht und in einem Liegestuhl aus Ziegenfell Platz genommen hat, „sterben bisher kaum Ehepaare an der gleichen Krankheit.“ Das, so haben Gesundheitsberater aus dem 30 Kilometer entfernten Mbereshi dem Dorfvorsteher mit dem gleichen Namen wie sein Dorf erklärt, wäre ein sicheres Zeichen dafür, daß auch Kapesa das gleiche Schicksal wie Dutzende anderer Dörfer in der Umgebung teilt. Dort grassiert Aids.

„Aber der Junge da, mein Enkel, das ist ein Waise“, sagt Dorfvorsteher Kapesa. Verlegen drückt sich der elfjährige Bube in seinem zerlöcherten, schmutzig-grünen T-Shirt und einer zerrissenen braunen Stoffhose in eine Ecke. Er lebt erst seit ein paar Monaten beim Großvater. Erst starb die Mutter, eine Tochter des „Headmans“, und dann der Vater in dem 80 Kilometer entfernten Fischerdorf Kashikishi.

In Europa und den USA besitzen HIV-Positive eine durchschnittliche Lebenserwartung von zehn Jahren bis zum qualvollen Tod. In Afrika dauert es sechs Monate bis zwei Jahre.

Mary, die 38jährige Witwe von Peter Pule, dem Lehrer der Schule von Chanyemba, lebt an der Teerstraße von Mbereshi nach Lusaka. In einem Raum ihres Drei-Zimmer-Hauses gleich neben dem Sportplatz hängen noch Papierschnipsel und ein paar Fotos aus Illustrierten auf Leinen unter dem Dach - Überbleibsel eines Festes für die 19 Kinder, die der Lehrer hinterließ. Peter Pule starb vor einer Woche - an Aids. Und Mary, seine Witwe, läßt keinen Zweifel an ihrer Wut, während sie in ihrer Cibemba-Sprache erklärt, was geschah: Lehrer Pule habe sich bei einer jungen Geliebten angesteckt, die er sich vor zwei Jahren als zweite Frau nahm. Bis dahin sei alles in Ordnung gewesen. Jetzt steht Mary vor einer ungewissen Zukunft. Das kommende Jahr muß sie, so wollen es die Sitten, bei einem Bruder des Verstorbenen leben. Platz für die Kinder wird der kaum haben, auch wenn einige schon aus dem Haus sind. Schon jetzt, eine Woche nach dem Tod und der Beerdigung, wird das Geld fürs Essen knapp. „Ein Sohn“, so hofft Mary, „kommt bald aus der Schule in Lusaka. Dann kann er arbeiten und uns helfen.“

Die 38jährige Frau spricht leise und gefaßt. Sie weiß, daß auch sie keine Zukunft mehr besitzt. Denn bei einem Test im Krankenhaus stellte sich heraus, daß Lehrer Pule sie angesteckt hat. Sechs Monate? Zwei Jahre noch? Die täglichen Sorgen lassen ihr keine Zeit, darüber nachzudenken.

Mary müßte nach den Sitten nun eigentlich auch eine „traditionelle Reinigung“ absolvieren. Die sieht vor, daß Witwe oder Witwer sofort nach dem Tod des Partners mit einem Bruder oder einer Schwester des Toten schläft. Mary ließ sich vorher testen, und ihre Ärztin Adriana Ignea hofft, daß nach dem Test mit dem fatalen Ergebnis nun auf die alte Sitte verzichtet wird. „Wir versuchen, den traditionellen Dorfchefs klarzumachen, was passiert“, sagt die aus Rumänien stammende Medizinerin. „Die haben das eingesehen.“ Aber ob sie tatsächlich ihrer Sitte den Rücken kehren?

• Weiterlesen: taz vom 24.2.1995

# Thema: Geschäfte und Geheimnisse

Aus Nairobi MARC ENGELHARDT

## Die Schatulle der Piraten

**Die spannendsten Nachrichten aus Afrika sind oft die, von denen man offiziell nichts erfährt. Ökonomische Hintergründe von Putschen, Rebellionen und Wahlsiegen, private Interessen von Machthabern, geostrategische Interessen an Afrikas Reichtümern – das sind Dauerthemen für die taz, um Afrikas Politik zu verstehen. Dazu gehört aber auch, gängigen Gerüchten und Verschwörungstheorien zu misstrauen und gegen den Strich zu recherchieren.**

**Marc Engelhardt war von 2005 bis 2009 freier Autor der taz mit Standort Nairobi und bereiste ganz Afrika. Zu seinen Schwerpunkten gehörten Umweltprobleme sowie die Lage in Somalia.**

**François Misser ist seit 1986 freier Autor der taz mit Standort Brüssel und bereist seit Jahrzehnten ganz Afrika. Sein besonderes Augenmerk gilt der Aufklärung krummer Geschäfte sowie Söldner- und Rohstoffdeals.**

Eigentlich hatte Peter Mwangi den Schlüssel zu seinem neuen Eigenheim fast schon in der Tasche. In einem halben Jahr, so der Plan des Bankangestellten in Kenias Hauptstadt Nairobi, würden er und seine Familie umziehen, von seinem alten Mietshaus im Mittelklasse-Stadtteil Kileleshwa in ein Townhouse, eine Art Reihenhause auf ummauertem Wohngebiet samt Swimmingpool und Tennisplatz, am grünen Stadtrand von Nairobi. „Ich hatte das Haus schon ausgemessen und mit dem Makler einen Vorvertrag unterschrieben“, sagt Mwangi. „Aber an dem Tag, als ich vorbeikam, um die Anzahlung zu machen, kriegte ich die Mitteilung, das Haus sei verkauft worden.“ Der Käufer, fand Mwangi vom Angestellten des Maklers heraus, soll ein somalischer Geschäftsmann gewesen sein: „Der hat in bar gezahlt. Doppelt so viel, wie verlangt wurde, eine Million US-Dollar.“

Im persönlichen Gespräch räumen Investoren und Makler ein, dass manche Häuser schon im Rohbau an somalische Geschäftsleute verkauft werden, die in teuren Limousinen vorfahren und stets bar zahlen. „Die zahlen mehr, damit wir die Warteliste umgehen“, sagt ein Bauherr, der anonym bleiben möchte. „Alle wissen, dass das Geld aus der Piraterie stammt, aber keiner sagt was - dafür sind wir zu froh, ein gutes Geschäft zu machen.“ Die Somalier, die seit einigen Monaten in Kenias Hauptstadt auf Einkaufstour gehen, konzentrieren sich längst nicht nur auf Edelobjekte: In South B und South C, Wohngegend der unteren Mittelklasse, gehen die Käufer derzeit von Haustür zu Haustür, um willige Verkäufer zu finden. „Die kaufen ganze Straßenzüge“, sagt ein Mitarbeiter in Kenias Grundbuchamt.

Die Häufung der Häuserkäufe ist ihm zufolge der Beleg dafür, dass es sich um Investitions-, nicht um Wohnobjekte handelt. Häuser eines gewissen Standards, nach denen Kenias Mittelschicht verlangt, sind knapp. „Da wird Geld gewaschen und gleichzeitig mit Gewinngarantie investiert.“ In Kenia leben mehrere Millionen Somalier, viele von ihnen besitzen Grund und Boden und im Zweifel auch einen kenianischen Pass.

Der Run auf Nairobis Immobilien ist nur ein Hinweis darauf, was mit den Millionenlösegeldern der Piraten geschieht. Auf zwischen 50 und 150 Millionen US-Dollar schätzen manche Beobachter die Summe der Lösegelder allein im vergangenen Jahr. „Es ist ein sehr attraktives Business, das steht fest“, sagt der UN-Sonderbeauftragte für Somalia, Ahmedou Ould Abdallah. Er ist sicher, dass es weitergeht, trotz des gestiegenen Risikos der Piraten. „Piraterie ist so was wie Hedgefonds, die sind ja auch nicht risikofrei.“

• Weiterlesen: taz vom 22.4.2009

# Thema: Geschäfte und Geheimnisse

Von FRANÇOIS MISSER

## Dollars, Öl und Söldner

Wer in Afrika heute schnelles Geld verdienen will, ist in Äquatorialguinea richtig. Der Kleinstaat mit gerade mal einer Million Einwohner ist in den letzten Jahren dank seiner großen ölreichen Territorialgewässer zum drittgrößten Ölproduzenten Schwarzafrikas hinter Nigeria und Angola aufgestiegen und genießt eine der höchsten Wirtschaftswachstumsraten der Welt. Doch die Mehrheit der Bevölkerung lebt nach wie vor in Armut. Präsident Obiang ist ein Familienherrscher, der 1979 seinen Onkel per Putsch ablöste, Oppositionelle verfolgt und bis heute wichtige Regierungsposten mit Verwandten besetzt.

Über 3.000 US-Amerikaner arbeiten heute in dem Land, dessen Hauptstadt Malabo von Texas aus direkt angefliegen wird. Die Sicherung der Ölvorkommen im Golf von Guinea, in dessen Herz Äquatorialguinea liegt, ist eine Priorität der US-Afrikapolitik, und die wichtigsten Ölkonzerne dort kommen aus den USA: ExxonMobil, Amerada Hess, Marathon. Ein Großteil der Öleinnahmen des Landes wandert, enthüllte ein US-Senatsbericht im Juli, über Joint Ventures der drei Konzerne auf über 60 äquatorialguineische Konten bei der Washingtoner Riggs Bank. Seit 1995 seien dies hunderte von Millionen Dollar gewesen. Geschäftsführer der zuständigen Tochtergesellschaft „Riggs Investment Management“ ist nach Angaben der US-Organisation „Texans For Public Justice“ Jonathan Bush, Onkel des US-Präsidenten.

Wer in einem solchen Land putschen will, ist mit Simon Mann gut bedient. Mann war 1993 einer der Gründer der berühmtesten Söldnertruppe Afrikas, „Executive Outcomes“ aus Südafrika. Diese stellte arbeitslose ehemalige Elitekämpfer der Apartheid-Armee mit Erfahrungen aus Buschkriegen in Angola und Namibia ein, um Privatunternehmen in Bürgerkriegsgebieten zu schützen. Der erste Auftrag von EO war der Schutz angolanischer Ölfelder gegen Angolas Unita-Rebellen - ein Deal, den ein einstiger Kollege Manns aus SAS-Zeiten einfädelt, Tony Buckingham. Mann und seinen EO-Kollegen gehörte auch die Diamantenfirma „Diamond Works“, die in Angola und später in Sierra Leone nach Edelsteinen grub - geschützt von EO.

Seit der Auflösung von „Executive Outcomes“ 1998 im Rahmen des Verbotes von Söldnertum in Südafrika ist Öl eines der wichtigsten neuen Geschäftsfelder der alten Söldnerführer. Buckingham hat eine eigene Ölfirma, „Heritage Oil“. Und „Diamond Works“ hat eine Ölfiliale, „Gulf of Guinea Petroleum Corporation“ (GGPC). Die erwarb im Februar 2004 in Gabun eine Tiefseekonzession zur Ölsuche - Gabun streitet sich mit Äquatorialguinea um seine Seegrenzen und damit um das Öl unter dem Meeresboden.

Dass es für Äquatorialguinea Putschvorbereitungen gab, war kein Geheimnis. Schon im Sommer 2003 hatte eine Truppe ehemaliger EO-Söldner für einige Tage im benachbarten São Tomé die Macht ergriffen, wo auch gerade ein Ölboom beginnt. Südafrikanischen Medien zufolge redeten ehemalige Söldner Anfang 2004 in ihren Stammkneipen darüber, dass sie bald wieder im Golf von Guinea „angeln“ gehen würden.

• Weiterlesen: taz vom 9.9.2004

# Thema: An der Recherchefront

Aus Kinshasa PETER BÖHM

## 33 Tage in Kabilas Knast

**Wer wirklich in Afrika etwas herausfinden will, was die Außenwelt nicht erfahren soll, begibt sich unweigerlich in Gefahr. Zahlreiche taz-Autoren haben diese Erfahrung machen müssen. Afrikanische Gewaltakteure haben oft wenig Skrupel beim Umgang mit unbequemen Berichterstatlern. Mit den Grenzen des Möglichen und Erlaubten umzugehen ist ein Teil des Alltags der taz-Afrikaberichterstattung, der Lesern meist verborgen bleibt.**

**Peter Böhm war von 1997 bis 2011 taz-Korrespondent in Nairobi und schreckte für Recherche vor keinen persönlichen Risiken und Strapazen zurück, vom äthiopisch-eritreischen Krieg bis zur Krise im Kongo.**

**Bettina Rühl ist seit 1993 freie Autorin der taz mit Standort Köln, derzeit Nairobi, und hat für ihre tiefgründigen Reportagen aus schwer zugänglichen Gebieten auch unter gefährlichen Bedingungen viele Preise gewonnen.**

Das Gebäude des Nationalen Sicherheitsrats (CNS) in Kinshasa, wo ich fast die ganzen nächsten fünf Wochen verbringen werde, liegt einen Steinwurf von Präsident Laurent-Désiré Kabilas Privatresidenz entfernt. Ich bin in einem ehemaligen Warteraum untergebracht, von dessen Decke Wasser tropft und einen Sumpf auf dem Teppichboden hinterläßt. Zwischen zwei und vierzehn Häftlinge teilen sich zwei Stühle und eine feuchte Matratze und versuchen, die lange ereignislose Zeit damit zu vertreiben, indem sie sich ihre Schicksale erzählen.

Zu essen gibt es nichts. Allerdings können diejenigen, die Geld haben, einem Soldaten Scheine in die Hand drücken, damit er draußen mal Brötchen, mal einen Bratfisch und Limonade kauft - und einen Teil des Geldes natürlich einbehält. Wenn der diensthabende Offizier gerade keine schlechte Laune hat, dürfen wir abends sogar in den Sofas des großen Empfangssaals lümmeln und dort auch übernachten.

Nach einer guten Woche bekomme ich zum ersten Mal den Chef des CNS zu sehen: Didier Kazadi Nyembwe, genau wie der Innenminister (Kabilas Cousin) und der Polizeichef (Kabilas Schwager) ein enger Vertrauter Kabilas und ehemaliger Generalsekretär von Kabilas „Partei der Volksrevolution“ (PRP). Wehrlos, müde, stinkend und dreckig - es gibt im CNS selten Wasser, um sich zu waschen - sitzt Kazadis weißer Gefangener vor ihm und läßt sich über das deutsch-kongolesische Verhältnis aufklären. „Es gibt kongolesische Professoren in Ihrem Land, die Deutsche unterrichten“, erklärt der CNS-Chef. „Deshalb sind die Kongolesen intelligenter als die Deutschen.“ Es gebe außerdem keinen Zweifel daran, daß „einige Länder den Kongo destabilisieren und unsere Revolution zerstören wollen“.

Nach zwölf Tagen werde ich zum ersten Mal verhört, von einem CNS-Soldaten. Mir wird in dem Verhör eröffnet, ich besitze „eine militärische Karte, die unsere gesamten strategischen Stellungen im Osten des Landes zeigt“. Man kann der Regierung nur wünschen, daß das nicht stimmt: Auf dem von einer Landkarte des Nord-Kivu kopierten Blatt sind ein Punkt und drei Pfeile eingezeichnet. Der Präsident des lokalen Viehzüchterverbandes, Kasuku, hatte mir das Blatt gegeben. Der Punkt bezeichnet seine Farm in der Nähe von Masisi westlich von Goma.

- Weiterlesen: taz vom 22.5.1998

## Thema: An der Recherchefront

Aus den Nuba-Bergen BETTINA RÜHL

### In ständiger Angst vor dem Tod

Im Zentrum des Dorfes erhebt sich ein Berg, der von Höhlen durchzogen ist. Dort leben die Menschen, weil sie hoffen, auf diese Weise vor den regelmäßigen Luftangriffen sicher zu sein. Kodjo Kalo Kuku steigt mit geübten Schritten durch die Höhlen, die er als Unterschlupf nutzt. In einer steht ein grob gehauenes Holzbett, in einer anderen ein Tonkrug. Darin bewahrte er sein Sorghum auf, als er von dieser Getreideart noch etwas hatte. Das ist lange her, der Krug ist schon seit Monaten leer. Auch Kodjo kann nicht richtig erklären, wovon er eigentlich lebt. „Wir sind auf wilde Pflanzen angewiesen“, sagt er. „Wir überleben, sind aber immer hungrig.“

Wer krank oder von den Bomben getroffen wird, bekommt nur mit viel Glück medizinische Hilfe. Der einzige Arzt praktiziert in einem Krankenhaus in Kauda. Wenn die Straßen wegen heftiger Regenfälle nicht gerade unpassierbar sind, ist Kauda von Tongoli drei bis vier Autostunden entfernt. Aber weil so gut wie niemand ein Auto hat, werden viele Patienten tagelang zu Fuß herangeschleppt. Das Krankenhaus wird von der Diözese von El Obeid betrieben, zu der auch die Nuba-Berge gehören. In einem Haus, das eigentlich für 80 gebaut wurde, stehen jetzt 300 Betten. In einem davon liegt die 22-jährige Malda. Ihr Gesicht, ihre Arme und Beine sind schwer verbrannt. Sie hätte das Flugzeug gehört und noch versucht, mit ihren Kindern ein Versteck zu erreichen, erzählt sie mit leiser Stimme. Aber ihr Fluchtversuch kam zu spät, das Feuer aus der Bombe holte sie ein. Ihre beiden Kinder, 18 Monate und 4 Jahre alt, waren auf der Stelle tot.

Der Arzt Tom Catena, der das Krankenhaus leitet, hat in der jüngsten Zeit mehrere Patienten mit schwersten Verbrennungen behandelt. „Wenn diese Bomben kein Napalm enthalten, dann etwas Ähnliches“, sagt er. „Konventionelle Bomben sind das bestimmt nicht.“ Die Patienten, die mit diesen Brandverletzungen zu ihm kämen, seien alle auf dieselbe, furchtbare Weise verletzt: „Immer sind das Gesicht, beide Arme, beide Beine und der Rücken verbrannt.“ Im Krankenhaus liegen sie dann unter Moskitonetzen, die über eine Gitterkonstruktion gespannt sind, damit der Stoff nicht an den nässenden Brandwunden klebt. Von dem achtjährigen Cholda ist unter dieser Konstruktion nur ein verbundenes Bündel zu sehen, und eine leise, klagende Stimme zu hören. Auch er ist über und über mit Verbrennungen dritten Grades bedeckt, das rohe Fleisch liegt frei.

Catena, ein asketischer US-Amerikaner, sieht genug, um die Gefahr auch für sein eigenes Leben zu kennen. Trotzdem denkt er nicht daran, sich den Flüchtenden anzuschließen und die Nuba-Berge zu verlassen. „Ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn ich die Menschen alleine ließe.“ Immerhin kann er etwas tun - auch wenn die Arbeit immer schwieriger wird. Denn Omar al-Bashir verhindert humanitäre Hilfe, alle Straßen aus dem Sudan in die Berge sind gesperrt.

• Weiterlesen: taz vom 25.6.2012

# taz-Projekt: Afrikanische Autoren

Von JOACHIM BUWEMBO

## Die gestohlene Demokratie

Die taz arbeitet regelmäßig mit afrikanischen Journalisten zusammen. So haben beispielsweise Godfrey Karoro und Shakeman Mugari in Simbabwe, Levi Ochieng, Joachim Buwembo und Andrew Mwenda in Uganda, Jean-Baptiste Kayigamba in Ruanda, Jahman Anikulapo in Nigeria, Amos Safo in Ghana oder Bagassi Koura in Burkina Faso für die taz geschrieben. Zur Fußball-WM in Südafrika 2010 stellte das Journalistenwetzwerk CAJ (Centre for African Journalists) unter Savious Kwinika in Südafrika ein Netzwerk von Autoren zur Verfügung, das zum Teil weiter berichtet.

Joachim Buwembo war Chefredakteur der Zeitungen „Sunday Vision“ und „Daily Monitor“ in Uganda und baute danach eine Zeitung in Tansania mit auf; er ist heute Kolumnist des „East African“.

Jahman Anikulapo war Kulturchef und Sonntagschef der Zeitung „The Guardian“ in Nigeria, bevor er in den Ruhestand ging.

Alle wissen es, keiner traut es sich zu sagen: Die Mehrparteiendemokratie in Afrika ist gescheitert. Gerade dieses Jahr ist Wahlsaison in vielen Ländern Ost- und Zentralafrikas, und obwohl die Menschen eifrig politisieren, lässt sich ein frustrierter Unterton nicht überhören, der bald in völlige Resignation münden könnte.

Das Problem mit afrikanischen Wahlen ist, dass sie meist von den Machthabern gestohlen werden; und selbst wenn sie frei und fair sind, kommt dabei nicht notwendigerweise eine dem Volk verpflichtete Regierung heraus. Nehmen wir Kenia, wo die letzte Wahl Ende 2007 zu einer Orgie des Blutvergießens führte, als Präsident Mwai Kibaki auf eine verheerende Niederlage zusteuerte, sich dann aber einfach für eine neue Amtszeit vereidigen ließ, bevor die Wahlergebnisse verkündet worden waren. Auf die Frage, wer die Wahl gewonnen habe, antwortete der Wahlkommissionschef schlicht: Weiß ich nicht. Das Land versank im Chaos, der Westen drückte ein Machtteilungsabkommen durch. Raila Odinga, der weithin als Wahlsieger vermutet wurde, bekam den Posten des Premierminister, sein Rivale blieb Präsident. Seitdem streiten sie sich vor allem.

Das gleiche Muster lässt sich in Simbabwe erkennen, wo Wahlsieger Morgan Tsvangirai gezwungen wurde, die rangniedrigere Position des Premierministers anzunehmen, während Wahlverlierer Robert Mugabe Präsident blieb. Mit wenigen Ausnahmen wie Ghana haben Mehrparteiwahlen in Afrika keine weiseren Regierungen hervorgebracht. Aber eine vernünftige Option ist nicht in Sicht.

Das Volk strömt immer wieder zurück zu den Wahlurnen und hofft, dass diesmal etwas anderes herauskommt. Man geht wählen, nicht um die Demokratie zu festigen, sondern um dem Verlierer „eine Lektion zu erteilen“. Oppositionsführer sehen Wahlen als Gelegenheit, selbst zu Diktatoren zu werden. Ansonsten scheinen sich die Bürger daran zu gewöhnen, dass die Regierungspartei sich immer durchsetzt. Als in Uganda Kiiza Besigye als ernsthafter Herausforderer für Präsident Yoweri Museveni erschien, wurde er verhaftet und verbrachte den halben Wahlkampf hinter Gittern. Er kam bei der Wahl von 2006 nur auf den zweiten Platz, obwohl das Oberste Gericht die Wahlkommission als unfähig bezeichnete und ihr Verhalten durch die Bank als regelwidrig ansah. Nun hat Museveni die gleiche Wahlkommission erneut berufen, um die Wahlen 2011 zu leiten. Auf diese Weise wird er wohl seinen 25 Jahren an der Macht weitere fünf hinzufügen. Das nennt sich dann Demokratie.

• Weiterlesen: taz vom 14.5.2010

# taz-Projekt: Afrikanische Autoren

Von JAHMAN ANIKULAPO

## Nußknacken in der Pepple Street

Mit einer raschen, energischen Bewegung brachte der drahtige Oberpriester die Musik zum Stillstand und tötete für einen Augenblick die geladene Atmosphäre von Rauch, Schweiß, Unruhe und Sexualität. Ein Hauch von Leere lag über seinen ruhigen blauen Augen, als er erklärte: „Brüder und Schwestern: ein paar Leute, ein paar Hexen, fordern mich heraus. Sie sagen, ich muß weg von diesem Land mit dem Schrein...“

Seine Jünger ließen ihn nicht weiterreden. Das Haus explodierte in Schreien und Pfiffen. Herauszuhören waren Verwünschungen für die Feinde des Oberpriesters, jenes Mannes, den man den schwarzen Präsidenten der afrikanischen Musik nannte, Held der Armen, Nemesis der Unterdrücker.

Noch ein rascher, lebhafter Faustschlag in die Luft - und das Haus erstarb in einem Schweigen voller Vorahnung. Der Oberpriester fuhr fort: „Die Leute, die dieses Land kriegen, wo der Schrein ist, sie sagen, sie wollen, daß ich den Schrein verlege. Die Hexen, sie vergehen sich an unseren Ahnen...“

Die Antwort war überschäumend. Diesmal war es schwer, das Haus unter Kontrolle zu bringen. Nicht einmal die Baritonstimme des Oberpriesters konnte den Strom von Tiraden aufhalten. Die Stimme erhob sich über den Lärm: „Ich habe ihnen gesagt, daß niemand mich oder den Schrein von hier verlegen kann. Es ist tabu, einen Schrein zu verlegen. Wer das macht, muß sich gegenüber den Ahnen rechtfertigen.“

Mit dieser Hartnäckigkeit begann Fela Anikulapo-Kuti eine Zeit des Streits mit den Landbesitzern des Grundstücks Pepple Street 5-7 im Herzen der Vorstadt Ikeja von Lagos, wo seit über zwei Jahrzehnten sein Live-Konzert-Platz liegt.

30. Dezember 1998. Ein berühmtes Lied Felas klang aus, ein Lied schwerer perkussiver Schläge mit der charakteristisch reichen politischen Philosophie seiner Musik: „Overtake Don Overtake Overtake“, ein Lied über die Entschlossenheit des Künstlers, den Ausdruck seiner Überzeugung zu ändern. Es erwies sich als Metapher der Zerstörung des Shrine am Neujahrsabend. Nach zwei Jahrzehnten entschloß sich der Afrikan Shrine, sich auszulöschen, vor allem, da er mit Fela seine Seele verloren hatte.

Die Nachricht, daß eine Gruppe von Justizbeamten und 50 bewaffneten Polizisten in den Shrine einmarschiert sei, unterbrach an diesem Donnerstag die erregte Silvesterstimmung.

Die Invasoren hatten früh zugeschlagen, gegen neun Uhr morgens. Sie trieben die Besetzer des Shrine hinaus, die Horde hanfrauchender Jugendlicher und die von Femi engagierten Pfortner. Sie warfen Musikinstrumente, Stühle hinaus, auch die berühmte Afrikakarte aus Plastik hinter der Bühne, vor der Fela am Ende jeder Show seinen Black-Power-Gruß gab. Doch dann stießen die Beamten auf ein Dilemma: der kleine Schuppen, weiß umhüllt, in der linken Ecke der Bühne.

Er trug eine mystische Aura; er ist das Herz, die Seele, das Wesen des Afrikan Shrine; er gibt ihm den Namen. Der Schuppen saß einfach da in seiner mystischen Selbstverständlichkeit, und keiner der Polizisten oder Justizbeamten wollte ihn anrühren. „Ich kann das nicht. Ich kann hier alles raustragen, aber den Schrein, den kann ich nicht anrühren. Soll der, der ihn hingetan hat, oder seine Kinder ihn wegnehmen“, sagte ein fetter, vorlauter Offizier. Seine Kollegen wichen ebenfalls zurück und warfen dem Schrein heimliche Blicke zu, als würde gleich etwas aus ihm herauspringen. Die „Fela Boys“ lachten die Polizisten aus.

• Weiterlesen: taz vom 13.2.1999

# taz-Projekt: Afrikas nächste Generation

Protokoll: SIMONE SCHLINDWEIN, Kampala

## Juliette Nabaale: „Ich habe einen Traum“

**Wer in Afrika als ausländischer Journalist lebt, wird Teil der Gesellschaft, ob er will oder nicht. Das ist auch eine Chance, etwas zurückzugeben an die Menschen.**

**Nachdem Simone Schlindwein in Kampala 2009 den schweren Alltag der 11jährigen Juliette Nabaale aufschrieb, flossen Spendengelder von taz-Lesern in Deutschland, um ihre Schulgebühren zu finanzieren – nicht nur für Juliette, auch für ihre Geschwister.**

**Zur Fußball-WM in Südafrika 2010 organisierte Martina Schwikowski ein Team von fünf 15jährigen Schulkameraden aus Boipatong, Heimatort eines südafrikanischen Fußballstars. Sie kommentierten täglich das WM-Geschehen unter dem Titel „Talk of the Township“ und nannten sich selbst „Young5Minds“. Mit ihren Honoraren richteten sie Sparkonten ein. Und die taz versteigerte einen vom Brasilianer Pelé signierten Fußball, um mit dem Erlös Netbook-Computer für alle zu kaufen. „Cool“, lautete die Antwort.**

Mein Name ist Juliette, ich bin zehneinhalb Jahre alt und besuche die vierte Klasse der Kampala Pupils Primary Schule. Das Schuljahr ist nun zu Ende. Wir haben vergangene Woche unsere Abschlusstests geschrieben. Ich denke, ich habe gar nicht schlecht abgeschlossen. Aber mein Lehrer will mir mein Zeugnis nicht geben, weil ich die Schulgebühren für das Semester noch nicht bezahlt habe. Ohne Zeugnis kann ich mich aber nicht für das nächste Semester anmelden. So ist es mir vor zwei Jahren schon ergangen. Damals musste ich das Jahr wiederholen.

Dabei arbeite ich so hart. Ich stehe sehr früh auf, es ist noch gar nicht richtig hell. Zuerst gehe ich Wasser holen mit dem großen Kanister, der so schwer ist. Anschließend wasche ich mich und esse eine Kleinigkeit. Aber dann muss ich mich auch schon beeilen. Die Schule beginnt um sieben. Sie ist vier Meilen von unserem Haus entfernt, oben auf dem Hügel. Ich muss eine Stunde zu Fuß gehen, denn der Schulbus ist zu teuer. Wenn ich zu spät komme, werde ich bestraft und muss eine Woche lang die Schülertoiletten putzen.

Alle Schüler müssen nach Unterrichtschluss um fünf Uhr Nachmittags helfen, die Schule zu putzen. Dazu müssen wir sogar unseren eigenen Handfeger mitbringen. Unsere Schule hat keinen Zementfußboden, nur Sand. Darin verstecken sich die Sandwürmer, die durch kleine Wunden an den Füßen in deine Haut hineinschlüpfen und dich krank machen. Deswegen müssen wir jeden Tag fegen.

Wenn ich am Abend nach Hause komme, dämmt es schon. Ich bin dann müde vom Schulweg und hungrig, denn das Schulmittagesen ist nur eine ganz kleine Portion. Deswegen bin ich manchmal ganz schwach und mir ist schwindelig am Nachmittag. Es gibt jeden Tag Reis und Bohnen. Ich kann mich im Unterricht nicht richtig konzentrieren. Aber zu Hause muss ich auch erst mal wieder laufen: Mit dem leeren Kanister zur Wasserstelle hinunter und dann den ganzen Weg mit zehn Kilo Wasser bergauf zurück.

- Weiterlesen: taz vom 14.12.2009

# taz-Projekt: Afrikas nächste Generation

Aus Boipatong MARTINA SCHWIKOWSKI

## Mpho Tsotetsi, Aaron Nongxingwa, Refilfoe Moshoadiba, Sarah Mathabela, Rosinah Mokoena: „Wir sind die Zukunft“

Die Mädchen kichern. „Muttersöhnchen!“ sagen sie zu Aaron. Er teilt ein Bett mit seiner Mutter, das gibt Grund zum Lästern. Aaron lässt sich nicht aus der Fassung bringen: „Sie ist mein Vorbild, sie ist immer da, und sie verurteilt nie.“ Der 15-jährige Schüler der Lebohang-Schule in Boipatong lebt wie die meisten seiner gleichaltrigen Mitschülerinnen in armseligen Verhältnissen: ein kleines Billighaus mit vier Räumen, gebaut von der Regierung. Eine Bretterhütte im Hinterhof bietet Platz für seine Brüder und die Nichte. Aaron weiß nicht, wo sein Vater ist. Aber er weiß: „Ich möchte Ingenieur werden, die werden in Südafrika gebraucht. Dann baue ich meiner Familie ein größeres Haus.“

Diesen Wunsch haben alle fünf Teenager: Sie werden später Geld verdienen und für ihre Eltern sorgen. Die kleine Mpho versucht, immer stark zu sein, denn sie hat keine Eltern mehr. Sie schweigt, aber kann den Neid nicht unterdrücken: „Du hast Glück, dass du mit deiner Mutter lebst, es ist hart, keine Mutter mehr zu haben“, sagt sie zu Aaron. Mpho lebt in einer Mädchenunterkunft, die von einer Kirchenorganisation betreut wird. Sarah klinkt sich ein. „Du bist immer so fröhlich in der Schule und machst alles so gut!“ Mpho lässt ihrem Frust freien Lauf: „Du siehst mein lächelndes Gesicht, aber im tiefsten Inneren bin ich unglücklich. Ich täusche vor, stark zu sein, damit ich nicht verletzt werde.“ Manchmal sei es sogar schwierig, eine Lunchbox zum Mittagessen zu bekommen. Und wenn sie mehr lernen will, sagen die anderen: Du willst wohl besser sein als wir! Da springt Aaron ein und sagt zu Mpho: „Wenn du einen Traum hast wie Martin Luther King, dann wirst du erfolgreich sein. Lass dich nicht einschüchtern.“

Im Lehrerzimmer ihrer Schule diskutieren die Jugendlichen, die das ganze Leben noch vor sich haben. Mpho will Menschen helfen, die es selbst nicht können. Entweder in der Sozialarbeit oder als Ärztin. „Mütter und Väter verlassen ihre Kinder, in Südafrika haben viele noch nicht mal eine Geburtsurkunde, keinen Pass“, erzählt sie. Kinder leben auf der Straße oder kommen schwanger zur Unterkunft. „Das ist kein Zustand.“

Sarah nickt, aber sie selbst ist zufrieden. „Ich habe alles, was ich brauche. Mein Vater ist Fotograf und kümmert sich mit dem wenigen Geld um zehn Familienmitglieder, mit denen wir leben. Nur mein Bruder, der gibt zu viel Geld aus.“ Ein normales Leben, sagt sie.

Rosinah, die schlanke, hochgewachsene Nichte des südafrikanischen Fußballkapitäns Aaron Mokoena, ist beeindruckt von Sarahs Vater. Sie lebt bei ihrer Tante in Tweerivers, etwas außerhalb, in einer besseren Nachbarschaft. Aber ihre Eltern leben in Boipatong. Rosinah will reisen, sich mit anderen austauschen, helfen. „Auch die Menschen in Simbabwe zum Beispiel sollen in Freiheit leben können.“

Den Drang, für andere etwas zu tun, spürt auch die stille Refilfoe. Obwohl zu Hause alles in Ordnung sei, ihr Vater als Soldat Geld verdient und nach Hause schickt, sorgt sie sich über die vielen Aidskranken. Das schüchterne Mädchen mit Brille singt im Kirchenchor und träumt von einer Karriere als Gospelsängerin. „Oder kranken Menschen zu helfen.“ Und seit Sarah ihre Tante an Aids sterben sah, steht für sie fest: „Vielleicht kann ich eines Tages ein Heilmittel finden, wenn ich hart arbeite.“

Wenn die Kids ihre Ideale und Träume beschreiben, sind sie kaum zu stoppen. Aber das Leben in Boipatong ist nicht sehr inspirierend. Sie langweilen sich. Selten gibt es Spiel- oder Sportveranstaltungen, ein Jugendzentrum existiert nicht. Im Staub der dreckigen Straßen stapfen sie zur nahen Bücherei. Das Internet dort ist tot. Internet auf den Handys, das wäre es - aber es ist zu teuer. Sie sind hungrig nach Informationen. „Ich wünschte, ich hätte einen Laptop“, sagt Aaron. „Oh ja!“, nickt der Rest.

• Weiterlesen: taz vom 12.7.2010

## Saison der Rebellen

Von DOMINIC JOHNSON

Milizionäre und Rebellen auf Lastwagen und offenen Pick-ups, die schwerbewaffnet durch den Busch rasen und eine Ortschaft nach der anderen der Kontrolle des Staates entreißen: dieses Phänomen hat Afrika im Jahr 2012 geprägt, von Tuareg-Kämpfern und Islamisten in Mali zu Jahresbeginn bis zu den Séléka-Rebellen in der Zentralafrikanischen Republik zu Jahresende, mit der M23-Rebellion in der Demokratischen Republik Kongo zwischendrin.

Afrikas neue Buschkrieger tauchen blitzartig auf und überrumpeln ihre Gegner, sie sind bestens ausgerüstet und organisiert, sie schaffen schneller Fakten als jede Regierung, sie sind global vernetzt. Sie erringen spektakuläre Überraschungssiege wie die Ausrufung des Tuareg-Staates „Azawad“ in Mali im März oder die Eroberung der Millionenstadt Goma im Kongo im November, die sich dann ebenso plötzlich wieder in Luft auflösen können. Sie hissen, wenn auch nur kurz, die Fahne der Revolution und rufen in Erinnerung, auf welch tönernen Füßen die postkoloniale afrikanische Staatenordnung steht.

Der Weckruf aus Mali, Kongo und der Zentralafrikanischen Republik kommt zur rechten Zeit. Allzu schnell ist in der internationalen Wahrnehmung das althergebrachte Bild von Afrika als Kontinent der Krisen und Katastrophen durch ein neues Bild von Afrika als Kontinent der Hoffnungen und Chancen abgelöst worden. Früher machten Flüchtlinge und Hungernde Schlagzeilen, heute sind es Wachstumsraten und Exportrekorde. Immer mehr Länder erzielen ein zweistelliges Wirtschaftswachstum, immer größere Rohstoffvorkommen werden entdeckt, immer mehr kapitalkräftige afrikanische Unternehmen entstehen, die gestalterischen Kräfte des Kontinents blühen auf wie nie zuvor. Afrika wird so nachdrücklich als Kontinent der Zukunft gepriesen, dass die nach wie vor triste Gegenwart der allermeisten Afrikanerinnen und Afrikaner darüber leicht in Vergessenheit gerät.

In Wahrheit besteht kein Widerspruch. In manchen Regionen Afrikas boomt die Wirtschaft, in anderen boomen die Konflikte. Die Akteure sind zuweilen identisch, und zwischen beiden Phänomenen besteht ein tieferer Zusammenhang, als Schwarzmalern und Zweckoptimisten recht sein kann.

Damit ist nicht gemeint, dass einfach die Verlierer der Modernisierung zu den Waffen greifen. Afrikas Kriege sind keine Klassenkämpfe, obwohl es auch diese gibt - 2012 war auch das Jahr der Massenstreiks in Südafrikas Bergbau und der Volksaufstände in Senegal. Afrikas neue Kriege entstehen dort, wo die Früchte der Modernisierung nicht ankommen, aber ihre Träger mächtig sind.

• *Weiterlesen: taz vom 2.1.2013*

---

**Afrika-Redakteur der taz: DOMINIC JOHNSON (seit 1990)**

**taz-Korrespondenten: in Johannesburg: HANS BRANDT (1986-1992), WILLI GERMUND (1992-1995), KORDULA DOERFLER (1995-2001), MARTINA SCHWIKOWSKI (seit 2001)**

**in Nairobi: BETTINA GAUS (1991-1996), ANDREA KÖNIG (1996-1997), PETER BÖHM (1997-2001), ILONA EVELEENS (seit 2001)**

**in Kampala: SIMONE SCHLINDWEIN (seit 2009)**

**in Lagos/Cotonou: HAKEEM JIMO (2000-2009), KATRIN GÄNSLER (seit 2011)**

**weitere freie Autoren:**

**MARC ENGELHARDT, FRANÇOIS MISSER, BETTINA RÜHL u.v.a.m.**

---

Im taz-Online-Archiv können alle Artikel der taz-Ausgaben vom 1. September 1986 bis heute sowie alle Texte der deutschsprachigen Ausgabe von Le Monde diplomatique seit Mai 1995 vollständig gelesen werden. Der Zugang kostet Sie nur 5,00 Euro monatlich. [www.taz.de/archiv](http://www.taz.de/archiv)

Respekt: Deutsche Männer lernen baggern

Die wichtigsten Erkenntnisse der aktuellen Sexismusdebatte • Seite 4, 12, 14

# taz.die tageszeitung



**BOLLYWOOD** Schön, nah und untertänig: Die Filmindustrie und das Frauenbild in Indien • SEITE 16

**LEGENDE** Revolutionär: Reporter-Urvater Johann Gottfried Seume • SEITE 5

**BERLIN** Die Sanierung des Landwehrkanals wird 100 Millionen Euro billiger – dank

**VERBOTEN**

Damddamddadadadami!

Einen schönen guten Abend und ein herzlich willkommen hier live aus dem Casino mit dem

# Ich teile mir die taz mit 12.500 anderen.

Mehr als 12.500 Genossinnen und Genossen teilen sich heute die taz und sichern damit die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung. Wer einmal einen Anteil von 500 Euro\* zeichnet, kann GenossIn werden. [www.taz.de/genossenschaft](http://www.taz.de/genossenschaft)

T (030) 25 90 22 13  
geno@taz.de

\*auch in 20 Raten zahlbar



KOMMELT IHR VON MALTE KREUTZFELDT ZU DEN STROMPREISPLÄNEN DES BUNDESUMWELTMINISTERS

## Altmaiers riskanter Coup

Es liegt nahe, die jüngsten Vorschläge des Bundesumweltministers zu verdammen, wie es Umweltschützer und Vertreter der Erneuerbare-Energien-Branche tun. Schließlich ist die Festlegung, dass die Ökostromumlage nicht weiter steigen darf, nach seinem bösen Anschlag auf die Energiepreise, die mit diesem Aufpreis auf den Ökostrom, der sogenannten EEG-Umlage, finanziert wird.

Man kann den Plan aber auch ganz anders interpretieren: als einen schlauen Vorstoß, mit dem die Energiewende aus dem anstehenden Bundestagswahlkampf herausgehalten werden soll, ohne dass sich in der Realität viel ändert. Denn

schon verspricht Peter Altmaier die Lösung eines Problems, das sich gar nicht stellt



be...  
ne...  
die...  
der...  
ren...  
soll...  
ent...  
er...  
ander...  
Indus...  
betrie...  
zur...  
The...  
eine...  
Austaus...  
betrie...  
Ankünd...  
Auch...  
Vertrau...  
über...  
weil...  
die...  
Oppos...  
die...  
Üben...  
wie...  
für...  
die...

Wahlkampf gegen die Union...  
lich gewesen wäre eine Reduzierung von 60 Prozent. Ähnliche Zahlen wurden erst im Lauf der Woche erwartet. Ministerpräsident Robert Habeck hat aber schon angekündigt, dass sich seine Partei wieder gegen das Projekt aussprechen wird.  
» Wirtschaft • Umwelt SEITE 8  
» Meinung • Diskussion SEITE 12

LESERZUFRIEDENHEITS-GARANTIE

WENN SIE NACH  
**5** WOCHE  
 **taz.die tageszeitung**

NICHT **KLÜGER** SIND  
ERHALTEN SIE IHR GELD ZURÜCK!\*



Lesen Sie taz.die tageszeitung  
fünf Wochen lang für nur 10 Euro,  
inklusive einer Ausgabe von  
Le Monde diplomatique.  
Das Angebot endet automatisch.

[www.taz.de/abo-garantie](http://www.taz.de/abo-garantie)  
[abo@taz.de](mailto:abo@taz.de)  
T (030) 2590 2590



\* So funktioniert die Geld-zurück-Garantie der taz: Nach Ablauf der 5 Wochen haben Sie per Brief oder Webformular die Möglichkeit, die Probeabo-Kosten in Höhe von 10 Euro zurückzufordern. Für die Rückerstattung benötigen wir neben Ihren Kontodaten auch die Abonummer, welche Ihnen nach Abschluss des Abos per Brief zugesandt wird.